

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Diebe und der Riese.

Ein Volksmärchen der Kabylen.

Kassi war ein sehr geschickter und vielgefürchteter Dieb, der seine Züge meistens allein unternahm und nur dann, wenn es sich um eine ganz besondere Sache handelte, die einer allein nicht vollbringen konnte, einen Gefellen mitnahm. Einmal nun hatte Kassi gehört, daß ein reicher Besitzer einen ganz besonders schönen Ziegenbock habe, den er ganz außerordentlich schätze und mit aller Sorgfalt vor Dieben schütze. Kassi beschloß, diesen Ziegenbock zu stehlen und nahm zu diesem Zwecke einen Gefellen mit. Kassi und der Gefelle gingen in den Ort, wo der Besitzer wohnte, und zwar an jene Stelle, an der die Knaben spielten. Unter den Knaben war auch der junge Sohn des Besitzers, und Kassi suchte ihn auf. Er rief ihn heran, schenkte ihm einige Nüsse und sagte ihm, daß er und sein Kamerad Freunde seines Vaters wären und fragte nach diesem und jenem, um so die Gelegenheit zur Kenntnis zu nehmen. Der Knabe erzählte auch alles, was man von ihm zu wissen verlangte und sogar noch mehr. So erfuhren Kassi und sein Gefelle denn, daß der schöne Ziegenbock sehr sorgfältig aufbewahrt werde, daß der Besitzer ihn nachts immer neben sich schlafen lasse und daß es unmöglich sei, ihm durch die Türe oder gar bei Tage beizukommen.

Der Knabe erzählte, als er nach Hause kam, dem Vater von den zwei freundlichen Männern, die mit ihm gesprochen und ihm Nüsse geschenkt hätten. Der Vater hörte dem Bauldern des Knaben zu und sagte bei sich: „Das müssen zwei Diebe gewesen sein, die meinen Ziegenbock stehlen wollten. Ich werde in der nächsten Nacht ganz besonders auf meiner Hut sein.“ Dem Beschlusse folgend, blieb der Besitzer die ganze kommende Nacht vom Abend bis zum Morgen wach und hörte aufmerksam auf Geräusche. Es kamen aber keine Diebe und es war nichts Ungewöhnliches zu hören. Die Folge des Wachens und Aufmerkens in dieser ersten Nacht war, daß der Besitzer in der zweiten darauffolgenden um so fester schlief. Darauf hatte sich Kassi auch verlassen, und noch lange vor Mitternacht machte er und sein Gefelle sich mit eisernen Brechstangen daran und brachen in die Mauer, nahe dem Lager des Besitzers, ein Loch, durch das ein Mann hineinschlüpfen konnte. Kassi drang also in das Haus und packte den herrlichen Ziegenbock. Der stemmte sich aber gegen den Boden und wollte sich durch die Bresche nicht herausziehen lassen. Kurz entschlossen schnitt Kassi ihm die Kehle durch, häutete ihn ab, zerlegte ihn und füllte das Fleisch in die abgezogene Decke. Das Bündel reichte er seinem Gefellen heraus und folgte dann selbst nach. Er eilte so schnell er konnte von dannen, und der Gefelle mit dem Fell- und Fleischbündel folgte ihm.

Kassi und sein Gefelle waren noch auf dem Heimwege, da wachte der Besitzer auf, sagte nach seinem Bock, fand ihn aber nicht, entdeckte dafür die Bresche und am Boden das Blut des geschlachteten Bockes und sagte: „Sie haben ihn also doch genommen. Nun, ich werde mir den Bock wiederholen.“ Der Besitzer lief sogleich hinter den Dieben her. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er sie eingeholt. Er blieb nun ganz dicht bei ihnen. Kassi war etwas voraus, der Gefelle weiter hinten. Unterwegs wollte der Gefelle sich etwas ausruhen, denn die Ziegendecke mit dem vielen Fleisch war schwer. Der Gefelle sagte: „Kassi!“ Sogleich antwortete der Besitzer: „Hier bin ich. Die Last wird dir wohl etwas schwer! Ich werde dich einmal im Tragen ablösen.“ Der Gefelle glaubte, der Sprecher sei Kassi und gab ihm die Last. Der Besitzer nahm die Last und sagte zu dem Gefellen: „Nun geh nur voran, ich komme schon langsam nach.“ Der Gefelle ging weiter. Der Besitzer folgte noch einige Schritte weit, dann blieb er zurück, wandte sich um und lief mit dem zurückgewonnenen Ziegenfleisch nach Hause.

In seinem Gehöft wieder angekommen, weckte er seine Frau, gab ihr das Ziegenfell mit dem Fleisch darin und sagte: „Verstecke das gut, denn heute nacht kommen vielleicht die Diebe noch einmal, um den Ziegenbock noch einmal zu stehlen. Ich bin nun müde und will mich etwas zum Schlafen hinlegen.“ Die Frau nahm das Fell mit

dem Fleisch darin und verwahrte es. Der Besitzer legte sich aber wieder hin und schlief sogleich ein.

Inzwischen blieb der vorausgegangene Kassi stehen und sah sich nach dem Gefellen mit der Ziegenfleischlast um. Als der Gefelle kam, sagte der: „Was, Kassi, du bist jetzt vor mir?“ Kassi fragte aber den Gefellen: „Wo hast du denn die Last mit dem Ziegenfleisch?“ Der Gefelle sagte: „Das Ziegenfleisch hast du mir doch vor einiger Zeit abgenommen!“ Kassi sagte sogleich: „Hol So ist der Besitzer also doch hinter uns hergekommen und hat uns den Ziegenbock wieder abgenommen. Aber warte, wir wollen ihn uns wiederholen.“

Kassi machte sich mit dem Gefellen sogleich auf den Rückweg. Sie kamen wieder am Gehöft des Besitzers an. Kassi troch vorsichtig wieder durch die Bresche und vergewisserte sich, daß der Besitzer fest schlief. Als er das beobachtet hatte, sagte er bei sich: „Der kann nur so fest schlafen, wenn er den Ziegenbock seiner Frau zur Aufbewahrung übergeben hat.“ Kassi ging zur Frau des Besitzers und sagte: „Frau, ich kann vor Sorge nicht recht schlafen. Hast du das Fell mit dem Ziegenfleisch auch wohl verwahrt?“ Die Frau sagte: „So sorge dich nur nicht so, sondern schlafe wohl. Das Fell mit dem Ziegenfleisch liegt wohlverwahrt im Speichertopf, da werden sie es nicht suchen.“ Kassi sagte: „Ich muß mich nun schnell noch einmal vergewissern, ob es auch da ist.“ Kassi ging hin, nahm den Fellballen heraus und sagte: „Er liegt ganz sicher da. Dann schlafe du nur auch. Dort werden die Diebe nicht suchen.“ Kassi nahm das Bündel und schlüpfte damit zur Bresche hinaus.

Kassi eilte mit dem Gefellen von dannen in den Wald. Sie trugen das Fleischbündel bis auf einen Kirchhof, der mitten im Wald um eine kleine Kapelle herum angelegt war. Dort zündeten sie ein Feuer an, holten aus dem Brunnen der Kapelle Wasser, setzten den Topf auf und begannen das Fleisch zu kochen.

Inzwischen machte der sorgsame Besitzer auf und fragte seine Frau: „Frau, hast du auch das Fleisch des Ziegenbockes gut versteckt?“ Die Frau sagte: „Aber Mann, ich habe dir doch vorhin erst gesagt, daß ich das Fleisch versteckt habe, und du hast dich selbst danach umgesehen. Seitdem hat sich im Hause nichts gerührt.“ Der Besitzer sagte: „Was, ich soll dich schon einmal danach gefragt und nachgesehen haben. Ich bin ja gar nicht wach gewesen, seitdem ich dir das Fleisch übergeben habe. Wenn das nur nicht wieder dieser Kassi gewesen ist!“ Der Besitzer stand auf, er ging zum Speichertopf. Er griff hinein und sagte: „Es ist wieder gestohlen. Ich werde mir aber meinen Bock wiederholen.“

Der Besitzer nahm ein altes Schaffell mit und lief sogleich hinter den Dieben her. Er kam an die Kapelle und sah, wie die Diebe das Fleisch drin kochten. Da legte er sogleich das Lammfell vor das Gesicht, steckte so verhüllt den Kopf in das Kapellensfenster und brüllte. Die beiden Diebe fuhren auf. Der Gefelle schrie: „Das ist ein Buarssen“ (Riese) und sprang zur Kapellentür hinaus in den Wald. Kassi wurde auch von dem Schreck gepackt und lief auch weg. Dann kam der Besitzer in die Kapelle, hob den Topf mit dem Fleisch auf und trug ihn von dannen, zurück in sein Haus.

Inzwischen sagte sich Kassi: „Wenn es ein Buarssen ist, frist er das Fleisch gleich auf. Trägt er den Topf mit dem Fleisch fort, so ist es der Besitzer.“ Er schlich sich heran und sah, daß der Mann den Topf forttrug. Da rief er seinen Gefellen heran. Sie liefen beide ein Stück voran, überfielen den Besitzer im Busch, schlugen ihn mit der Keule, so daß er ohnmächtig niederfiel und trugen den Topf mit dem Fleisch wieder in die Kapelle zurück.

Kassi und der Gefelle setzten das Geschäft des Kochens fort und waren so ungefähr damit fertig, als der wahre Buarssen, der diesen Wald bewohnte, in die Kapelle durch die Tür hereintrat. Kassi und der Gefelle erschraken. Kassi sagte sich aber schnell und sagte: „Darf ich dich einladen, dieses ausgezeichnete Fleischgericht zu genießen?“ Der Buarssen nahm sogleich Platz und sah in den Topf. Er begann hineinzugreifen und ein Stück nach dem anderen zu verschlingen. Kassi sagte zu dem Gefellen: „Bleib du zur Gesellschaft hier. Ich will nur hinausgehen und einen Topf guten Wassers zum trinken holen.“ Der Gefelle blieb also, Kassi ging aber hinaus, suchte dort

einen hohen Baum aus, stieg hinauf und versteckte sich in den dichten Zweigen.

Der Buarssen oh inzwischen den Topf vollkommen aus, so daß auch nicht ein Fleischkehen mehr darin war. Der Buarssen ergriff dann einen Toten, den er aus dem Grabe nahm, hielt ihn dem Gesellen hin und sagte: „Du hast mich zu Gaste geladen und mir dieses ausgezeichnete Bockfleisch gegeben, das mir vorzüglich geschmeckt hat. Ich will dir dafür diesen toten Menschen geben, der dir auch gut schmecken wird. Ich bin nicht undankbar. Da ist!“ Dabei hielt er dem Gesellen den Toten hin. Der Geselle fiel vor Schreck in Ohnmacht. Da ergriff ihn der Buarssen und verschluckte ihn.

Dann trat der Buarssen an die Tür der Kapelle und rief in den Wald: „Wo ist Kassi? Kassi hat mir einen Dienst erwiesen und mir diesen vorzüglichen Bock vorgesetzt. Ich bin Kassi zu Dank verpflichtet und ich bin nicht undankbar. Ich will Kassi von meinen Schätzen geben. Kassi! Komm!“ Kassi glaubte dem Buarssen. Er wußte, daß der Buarssen große Schätze besaß. Er stieg von dem Baume herab. Der Buarssen packte ihn und verschlang ihn.

Atlantis nennt Leo Frobenius eine großangelegte Sammlung von Volksmärchen und Volksabichtungen Afrikas, die er im Verlag von C. Fieders in Jena herausgibt. Man ist erstaunt über den Reichtum dieser bisher so gut wie verschlossenen Welt, die der Forscher auf zahlreichen Expeditionen in Sahara, Sudan, Abessinien erschlossen hat. Er glaubt hier ein uraltes, vielleicht vorgriechisches Kulturgebiet wiedergefunden zu haben. Wie dem nun auch sei, wir haben hier neue Blüten am Baume der Menschheit, volkstümliche Schöpfungen, die z. T. Verwandtschaften mit der europäischen Volkspoesie aufweisen, z. T. aber uns in längst überholte Formen unserer eigenen Entwicklung zurückführen. Die Volksmärchen der „Abyssinier“, von denen wir eine Probe bringen, spiegeln Leben, Sitten und Empfinden der Völker (in Marokko) in prächtiger Anschaulichkeit.

Eilende Wellen.

Von Hans Bourquin.

Es ist bezeichnend, daß die heutige Physik sich viel mit Schwingungen und Wellenbewegungen befaßt. Vielleicht am meisten interessieren jene wogenden elektrischen Aufrüttelungen des Aethers, deren sich die drahtlose Telegraphie bedient. Und dieses Interesse ist schon darum besonders berechtigt, weil die elektrischen Wellen eine überaus stotte Nachrichtenübermittlung möglich machen.

Wern wird gefragt, wie schnell denn ein Telegramm ohne vermittelnde Führung durch einen Draht ans Ziel gelange. Soweit dabei lediglich die Arbeit der elektromagnetischen Wellen in Frage kommt, sind die gebrauchten Zeiträume überhaupt ohne Belang. Könnten wir ein drahtloses Telegramm zur Sonne senden, so würde die erste Welle dort bereits nach rund 8 Minuten anlangen. Denn elektrische und Lichtwellen eilen mit gleicher Geschwindigkeit durch den Raum. Die größte Entfernung, die es auf der Erde geben kann, mißt nicht mehr als 20 000 Kilometer, und diese Strecke bewältigen die Wellen der drahtlosen Telegraphie im fünfzehnten Teil einer Sekunde!

Aber es kommen beim Telegraphieren doch noch andere Umstände in Betracht, die Einfluß auf die Zeit haben, die dies Geschäft in Anspruch nimmt. Es kommt z. B. darauf an, wieviel Zeit der Telegraphist braucht, um seine Morsezeichen zu tippen. Um hier über die mit der Hand erreichbare Geschwindigkeit hinauszukommen, wendet man neuerdings schnell arbeitende Maschinen sender an. Für diese wird das Telegramm in einen Papierstreifen gestanzt, den man dann nach Art eines mechanischen Musikinstrumentes abspielt, wobei nicht nur eine sichere, sondern vor allem eine rasche Zeichengabe erzielt wird. Natürlich müssen auf den Gegenstationen entsprechende Empfänger vorgesehen sein, mit denen sich die Zeichen ebenso rasch auffangen lassen.

Um die Linien und Anlagen möglichst voll auszunutzen, wendet man den Doppelbetrieb und den Mehrfachbetrieb an. Beim ersteren können gleichzeitig zwei Telegramme in entgegengesetzten Richtungen erledigt werden. Nur müssen dann Sendeeinrichtung und Empfangseinrichtung räumlich voneinander getrennt sein. So befindet sich die Empfangseinrichtung für Nauen in dem 30 Kilometer entfernten Ortchen Gellow. Und beim Mehrfachbetrieb stehen mehrere Apparate für die Verfügung, daß sich gleichzeitig von einer Station zwei oder mehr Telegramme absenden und empfangen lassen.

Es ist ein großes Verdienst von Telefunken, den Betrieb vorzüglich zentralisiert zu haben, was natürlich auch zu einer wesentlichen Beschleunigung des Telegraphiergeschäftes führt. Wer heut in Berlin ein Telegramm nach Amerika aufgeben will, bringt es zu dem Transradio-Telegraphenalter im Postamt 24 (Oranienburger Straße, Ecke Artilleriestraße). Von da gelangt es unmittelbar an die Funkstelle des Haupttelegraphenamtes, die in dem gleichen Gebäude, wie Schalter und Betriebszentrale, in nächster Nähe untergebracht ist. Nach Abfertigung geht es sofort an die Taste, die von der Betriebszentrale aus den Sender in Nauen selbsttätig steuert, und fliehet nun in kürzester Zeit der entsprechend eingerichteten Radio-Zentrale in New York zu.

Natürlich kann sich die Erledigung eines Telegramms aus verschiedenen Ursachen verzögern, an denen die Elektrotechnik kaum eine Schuld trägt. Soll beispielsweise zwischen Frankfurt a. M. und irgendeiner binnenwärts gelegenen Stadt der Union mittels drahtloser Telegraphie eine Nachricht ausgetauscht werden, so wird natürlich die Zuleitung zur sendenden, sowie die Weiterleitung von der empfangenden Funkstation eine gewisse Zeit erfordern. Es wird aber beständig an der Vervollkommnung der Betriebsrichtungen

gearbeitet, damit die Funktelegraphie mit ihren Leistungen Ehre einlegt.

Während sich die Morsezeichen in Draht und Kabel ziemlich gleichmäßig und ungestört fortpflanzen und sogar ihren Weg durch die Tiefen des Meeres finden, sind die mehr ungebunden dahinstreuenden elektrischen Wellen mannigfachen Störungen ausgesetzt. Sie pflanzen sich teilweise in der Erde fort, und machen durchaus nicht lediglich Luftreisen. Sie sind darum bei ihrem Fortkommen wesentlich vom Gelände abhängig. Geht die Reise über Wasser, so kommen die Zeichen am Ziele weit kräftiger an, als wenn die Wellen auf Landweg angewiesen sind. Dr. Esau, der Vorsteher des Empfangslaboratoriums für Großstationen von Telefunken, hatte Gelegenheit, in Argentinien interessante Beobachtungen zu machen. Er empfing dort Zeichen von einer japanischen Station, die der argentinischen auf der Erdkugel ungefähr gegenüberliegt. Sendeeinrichtung und Empfangsort waren also nahezu „Antipodenpunkte“. So konnte, wenn der Ausbruch erlaubt ist, links- und rechts herum gleichzeitig empfangen werden. Auf dem einen Wege durften die elektrischen Wellen zumeist den Stillen Ozean überqueren, während sie auf dem anderen auf weite Strecken Afrikas und Asiens angewiesen waren und nur eine verhältnismäßig kurze Seereise über den Atlantischen Ozean ausführen konnten. Es zeigte sich nun, daß die Wellen, die hauptsächlich einen Wasserweg benutzt hatten, etwa hundertmal so kräftig ankamen, als ihre Kolleginnen von der anderen Seite her.

Besonders peinlich sind jene atmosphärischen Störungen, die aus blinden Launen der Natur zu entspringen scheinen. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Sonne mit ihrem Licht neidisch auf die elektrischen Wellen wäre. Auch Gewitter, Nordlichter, magnetische Vorgänge und dergleichen Erscheinungen wirken schädlich ein. Wie aus den Berichten Dr. Esaus anlässlich seiner Empfangsveruche in Argentinien hervorgeht, können an zwei Stellen, die etwa zweihundert Kilometer auseinanderliegen, sehr verschiedene Empfangsbedingungen für denselben Sender vorhanden sein. Der praktische Betrieb hat dies für die Empfangsstationen von Transradio bestätigt. So ist mitunter der Empfang von Amerika in Gellow zu gewissen Zeiten sehr erschwert, ja sogar unmöglich, während die Aufnahmebedingungen zur selben Stunde in Hagen, der Empfangsanlage von Gellow, bedeutend günstiger sind.

Schnelligkeit des Betriebes, gehörige Verstärkung ankommender Wellen, Ueberwindung atmosphärischer Störungen sind etwa die Ziele, denen die Funktelegraphie zustrebt. Wird sie sich ganz mit den Lücken der Atmosphäre abzufinden vermögen? Noch kürzlich schrieb die „Telefunken-Zeitung“: „Um den drahtlosen Ueberseebetrieb betriebsicher zu gestalten, wird es wahrscheinlich notwendig sein, zwei oder mehrere Empfangsanlagen in verschiedenen Gegenden zu schaffen, die zwecks guter Abwicklung des Verkehrs natürlich in bester Verbindung mit der Betriebszentrale stehen müssen.“ — Eifrig wird untersucht und beobachtet, um festzustellen, welche Gegenden die günstige Lage für einen Empfang aufweisen.

Phantasiwerte.

Von Gustav Müller-Wolf.

Mit einer befreundeten Dame kam deren Töchterchen zu Besuch. Hilde wurde zu unseren beiden Buben in die Spieltube gesteckt. Die spielten eben Raufen und Verkaufen. Klein-Heim kam zu Hilde gelaufen und drückte ihr sein Fäustchen in die Hand: „Da hast du zwei Bund Zucker.“ Hilde machte erstaunt die Hand auf; es war nichts drin. Helm sagte: „Nun mußt du mir Geld geben.“ — „Ich hab aber keins.“ — Er drückte die Fingerspitzen in ihre Handflächen: „Da hast du zwei Mark.“ Erstaunt findet sie wieder nichts. Sie läuft zur Mutter: „Du, Mutter, der kleine Junge ist mal drollig: der sagt, er habe Geld und hat gar keins.“

Wie sie wieder zu den Buben kommt, sitzt Wolf auf dem Spieltisch und ruft sie an: „Hier kannst du doch nicht gehen. Du trittst ja ins Wasser.“ Erschrocken tritt sie zurück und steht auf den Boden. — aber da ist nirgend Wasser. Wolf belehrt sie: „Hier ist ja doch das Meer. Geh dort an die Wand, dann kannst du zu mir auf mein Schiff kommen.“ Hilde lachte und will mitten durch das „Meer“ laufen. Da springt Wolf zornig von seinem Tischchen und fährt sie an: „So bleib doch aus dem Wasser, du wirst ganz naß und gleich ertrinkst du.“ Wieder läuft Hilde zur Mutter: „Die sind aber drollig: die sagen, da sei das Meer und ist kein Tröpfchen Wasser da.“

Dies sind unserer Buben seit lange beliebtesten Spiele: allerlei Rollen, bei denen alle Zutaten und Gegenständlichkeiten von der Phantasie ergänzt werden. Die beiden sind dabei ausgezeichnet ineinander eingearbeitet. Der ältere Wolf ist der erfindungsreichere und bezeichnet meist die neuen Rollen. Der kleinere Helm führt sie mit großer Beharrlichkeit durch.

Alle im Hause und auf der Straße beobachteten menschlichen Tätigkeiten werden spielend nachgeschaffen: Feuermachen, Kochen, Abwaschen, Fegen, Kaufen, Fahren, Lesen, Schreiben, Nähen. Die Gebude ist erstaunlich, mit der besonders der bedächtige kleine durch anhaltendes Stillhalten das Lesen des Vaters darstellt oder an einem Tuchlappen das Nähen der Mutter mimt.

Aber es bedarf gar keiner bestimmten Tätigkeit, um eine Rolle zu vertreten; es genügt, daß man einfach der Vater oder die Mutter ist. Hatte Tage lang denken sie sich in eine andere Person hinein, reden sich gegenseitig als solche an und begehren auf, wenn man sie anders anredet. Dabei erscheint es ihnen besonders geistreich, unter den im Zimmer befindlichen Personen die Rollen zu vertauschen,

etwa so: Wolf ist die Mutter, diese ist das Schwesterchen, Schwester ist Helm, und Helm ist Wolf. Das zwingt den Geist zu ständiger Aufmerksamkeit.

Dies scheint lächerlich. Doch ist es die Grundlage jedes menschlichen Mitgeföhls, denn solches entsteht nur in dem, der sich in andere verstehen kann. Durch solches Mitgeföhls der Phantasie belesen wir die Welt. Schon die Kinder spielen auch Hund, Pferd und Vogel. Wir Erwachsenen übertragen unsere Seele in Blumen, Wolken, Wetterstimmungen. Alles Kunstempfinden beruht auf solchem Einföhlen, und Gott selbst ist nur die Menschenseele, die sich das Weltall zum Körper dichtet.

Aber die Willkür, in nichts bedeutsame Dinge zu phantasieren, scheint lächerlich. Doch all unsere Worte sind Erzeugnisse der Einbildungskraft und Uebereinkunft. Jede Rangordnung der Stände ist Willkür, jede Vertastkung unserer Arbeit, unserer Besitztümer die Geltung von Sitte und Gesetz und Religionsbräuchen, und die meisten Lebensgewohnheiten sind großenteils ein Spiel von Vorstellungen. Ja, unsere Befriedigung, unser Glück sind Phantasiewerte, und kaum jemand vermag zu sagen, warum er diese oder jene Ideale hegt: Vaterland oder Kunst oder Kapital oder Rang.

Wir alle spielen mit gedachten Werten, aber wir sind so vertieft in unser Spiel, daß aus seiner Unwirklichkeit für unser Bewußtsein volle Wirklichkeit geworden ist.

Verjüngung und Lebensverlängerung.

Die Forschungsergebnisse der letzten Jahre haben das Problem der Verjüngung besonders aktuell gemacht. Beobachtungen über Verjüngungsercheinungen waren aber der Wissenschaft schon längst bekannt.

Im Sprachgebrauch versteht man verschiedenes unter Alter und Altern: Einmal die Zahl der Jahre, die das Individuum bisher durchgemessen, und dann seinen physiologischen Zustand, in dem es sich momentan befindet. Wir sagen, jemand hat ein Alter von dreißig Jahren, fügen aber gleich hinzu: er ist schon ein alter Mann! Das soll heißen: Trotz der geringen Spanne Zeit, die er durchlebt, ist sein physiologischer Zustand schon ein so fortgeschrittener, wie wir es nur bei weit älteren Leuten in der Norm zu finden gewohnt sind. Sprechen wir nur von einer Verjüngung, so müssen wir den Begriff des Alters im zweiten Sinne fassen; denn es ist natürlich ausgeschlossen, einem Wesen die durchlebte Zeit wieder abzunehmen. Es würde daher besser sein, statt Verjüngung den unverbindlichen Ausdruck Lebensverlängerung zu wählen. Diese Lebensverlängerung muß sich allerdings darauf beschränken, die Alterserscheinungen wenigstens zum Teile rückgängig zu machen und das Individuum auf einen Zustand zurückzuführen, den es bereits einmal in seinem Leben durchgemessen.

Solche Versuche können z. B. an Schwammtieren gemacht werden. Zerreibt man einen lebenden Babeschwamm und läßt die Masse durch ein Tuch fließen, so finden sich im Filtrat nur noch vereinzelt Zellen, die zusammenfließen und nach einiger Zeit eine Masse bilden, die sich von gewissen embryonalen Zuständen des Schwammes nicht sehr stark unterscheidet. Aus solchen knospenähnlichen Zellhaufen vermag sich wieder ein Schwamm zu entwickeln.

Aron machte an kalten Hungerexperimente; infolge zu geringer Nahrungszufuhr konnten die Tiere in der eigentlichen Jugend nicht wachsen. Setzte dann ausgiebige Nahrung ein, so holen die Tiere den Rückstand sehr bald nach, und zwar, was das Wertwürdige ist, in einem Alter, in dem sie bei gleichmäßig normaler Nahrung dieses niemals tun könnten.

Gärtnern ist es eine längst bekannte Tatsache, daß einjährige Pflanzen durch Abschneiden der Blütenknospen ohne weiteres in zweijährige verwandelt werden können. Streuen wir im Frühjahr Tabakamen aus, so sehen wir, wie die jungen Keimlinge der Erde entsprossen, und nach Ablauf des Sommers steht ein großes, beinahe mannshohes Gewächs vor uns. Es hat Blüten angekehrt, und wenn es befruchtet wurde, auch Samen. Am Beginn des Winters stirbt aber unsere Pflanze ab. Der nächste Lenz entkeimt der alten Wurzel keinen Spross mehr. Greifen wir aber ein: Beschneiden wir die Blüten und verhindern wir dadurch das Fruchten, so können wir sehen, wie auch im nächsten Jahre aus alter Wurzel ein neues Individuum entsteht, das Blüten und Samen ansieht. Aber das, was uns hier das Experiment gelehrt, nämlich, daß die Tabakpflanze solange grünt, bis sie ihr Leben in der Dauerform der Samen weitergegeben, das zeigt die Natur uns selbst in einem anderen Beispiel: Die *Lagave americana* ist ein Gewächs, das auch nur einmal in seinem Leben blüht und fruchtet. In ihrer Heimat, in Mexiko, im zehnten Jahre blühend und dann dem Tode geweiht, braucht sie bei uns, um das gleiche Ziel zu erreichen, viele Jahrzehnte, ja mitunter ein Jahrhundert. Die andersartigen klimatischen Bedingungen haben dies zustande gebracht. Aber auch durch Stecklinge kann aktives Leben weitergegeben werden. Am bekanntesten ist der Efeu.

Jedesmal sehen wir, daß es kleine Schädigungen sind, die allzu großen Energieverbrauch hindern oder gar Regenerationsträfte auslösen und dadurch lebensverlängernd wirken. In ähnlicher Weise scheint ja auch die von Steinach vorgeschlagene Verjüngungsoperation zu wirken, deren Resultate jedoch nicht mit wünschenswerter Klarheit festgestellt sind. Wollen wir Lebensverlängerung am Menschen erzielen, so gibt es nicht nur den von Steinach eingeschlagenen Weg, nämlich die während des Lebens erworbenen Schädigungen zu reparieren, auszumergen, vielmehr bleibt uns ja unbenommen, die Erwerbung solcher Schädigungen möglichst

herabzumindern. Zwar läßt sich das Altern nicht vermeiden, denn gerade des Alterns und des Todes letzte Ursache ist das Leben selber. Aber der Mensch altert nicht bloß, er beschleunigt sein Altern durch Außerachtlassen seiner Konstitution, durch seinen Beruf, durch unzweckmäßige Lebensweise, Mißbrauch von Alkohol und Tabak, Erkrankungen, sexuelle Exzesse, durch die „Kultur“, durch die Sorgen im Kampf ums Dasein und so fort. Auch hier wird es Aufgabe der Wissenschaft sein, einzugreifen. Die Medizin hat ja durch die Forderungen der Hygiene und deren teilweise Erfüllung das Ihrige bereits getan; die sozialen Wissenschaften sind leider noch nicht so weit, um die ihnen zufallenden Faktoren auszumergen. So ist denn in gewissen Grenzen eine schwankende Lebensverlängerung, ein Hinausschieben des Alterns durchaus möglich.

Nachruf auf den Pfennig.

Der Pfennig ist tot. Es lebe der Pfennig! So möchte man ausrufen, wenn man der Zeiten gedenkt, in denen noch das alte Sprichwort galt: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.“ Heute haben sich Banken und Kaufleute vom Pfennig vollkommen losgesagt, weil sich diese genaue Rechnungsführung bei der ungeheuren Entwertung unseres Geldes nicht lohnt. Wir aber hoffen, daß der so sang- und klanglos zu Grabe getragene Pfennig eine frohliche Urständ erleben wird, durch die er wieder zu den alten Ehren kommt.

Unser Wort Pfennig ist eine Verstärkung der alten Form „Pfenning“, die sich auf den Münzinschriften noch länger bewahrt hat als in der gesprochenen Sprache und die man wohl auch jetzt noch in Süddeutschland hört, wo die Pfennigrechnung erst verhältnismäßig spät eingeführt worden ist. Das Wort findet sich in allen germanischen Sprachen und ist wohl rein deutschen Ursprungs. Ueber die Ableitung ist sich freilich die Sprachwissenschaft nicht einig. Da der Pfennig aus den alten Blechmünzen, den sog. Brakteaten, hervorging, die bisweilen verziert geprägt waren, so daß die Münze das Aussehen einer kleinen Pfanne, eines „Pfünnchens“, hatte, so wollte man das Wort von diesen äußeren Merkmalen ableiten. Mehr Wahrscheinlichkeit dürfte die Herleitung der Bezeichnung von dem althochdeutschen „Pfant“, unserem Pfand, haben, worauf auch die frühe Form „Pfenning“ hindeutet. Der Pfennig würde also danach eine Art Pfand bedeuten, das man zunächst für eine bestimmte Ware hingab. Unter Karl dem Großen trat der Pfennig in der Münzordnung an die Stelle des römischen Denar, und zwar verordnete der Kaiser, daß aus einem Pfund Feinsilber, also aus einer „Mar“, 240 Pfennige geprägt werden sollten. Der Pfennig hatte also vor 1000 Jahren etwa den Wert von 35 Pfennigen unserer Friedenszeit. Aber da man stets mehr Geld brauchte als man hatte, so griffen die Nachfolger Karls schon bald zu dem Mittel, das Feingewicht zu kürzen und die Münzen immer leichter zu machen. Schon vor dem 12. Jahrhundert prägte man aus einem Pfund feinen Silbers 320 Pfennige, so daß der Pfennig etwa 13 Friedenspfennige wert war, um die Mitte des 13. Jahrhunderts 660, im 14. Jahrhundert 960 Pfennige, und Anfang des 15. Jahrhunderts mußte eine Mark Feinsilber bereits 1200—1400 Pfennige hergeben. Der arme Pfennig wurde also leichter und leichter, und das merkten natürlich die Leute und wollten diese leichten Pfennige nicht mehr annehmen. Der Staat aber brauchte Geld und konnte nicht gutes schweres Silber in die Pfennige stecken. So verfielen denn erfinderische Köpfe darauf, die Pfennige zwar schwerer, zugleich jedoch auch schlechter zu prägen, und so wurde denn der Silberpfennig immer mehr mit Kupfer verlegt. Auch das ließ sich nicht verheimlichen und man unterschied nun zwischen „weißen“ und „schwarzen“ Pfennigen, da die stark mit Kupfer legierten Pfennige eine immer dunklere Färbung annahmen. Die ersten deutschen Pfennige, die ganz aus Kupfer bestanden, wurden 1494 geprägt, und damit war der Glanz des Silberpfennigs endgültig verblüht. Der solide Kupferpfennig trat seine Erbschaft an.

Aber das Elend mit den schlechten Prägungen blieb das gleiche; die Kupferpfennige wurden leichter, so daß man wieder zwischen schweren Pfennigen unterschied, von denen 288 auf den Taler kamen, und leichten, von denen 576 auf den Taler gingen. Dazu kamen die häufigen „Münzverfälschungen“, durch die schlechte Münzen aus dem Verkehr gezogen wurden. Man mußte also die „neuen Pfennige“ von den „alten Pfennigen“ sorgfältig scheiden. Diese beiden Bezeichnungen, die in den Urkunden immer wiederkehren, wollen besagen, daß der neue Pfennig die augenblicklich als gesetzliches Zahlungsmittel in Umlauf befindliche Münze darstellt, während die alten Pfennige den Münzcharakter verloren hatten. Bei diesem raschen Wechsel wurden die alten Pfennige immer wertloser, und deshalb findet sich in Rechtsbüchern die Vorschrift, daß Pfennigschulden sofort gezahlt werden müssen, denn „Pfennige werden je länger je ärger“.

Die große Rolle, die der Pfennig im deutschen Volksleben gespielt hat, leuchtet aus der Tatsache hervor, daß wir noch heute in unserer Redeweise den Pfennig mit Geld überhaupt gleichsetzen, indem wir von Notpfennig, Zehrpennig, Reisepennig usw. sprechen. Das Sprichwort empfahl als bestes Mittel, „mit Pfennigsalbe zu schmieren“, d. h. durch Geld sich Vorteile zu verschaffen. Das Lob des Pfennigs hallt in der ganzen Literatur wieder. „Der Pfennig imbeutel ist der beste Kumpan“, sagt das Sprichwort, und in der Sammlung von Redensarten des Agricola finden wir das Wort: „Wer einen Pfennig nicht so lieb hat als einen Gulden, der wird selten reich werden und Gulden wechseln.“ Die Vorstufe des Wortes vom Pfennig, den man ehren muß, um des Talers wert zu sein

China und Europa im 18. Jahrhundert. Daß aus diesem Thema ein Buch entstehen konnte, verwundert. Man kennt zwar die Beziehungen des Kofoko zu der chinesischen Kunst, aber von dem geradezu ausschlaggebenden Einfluß der chinesischen Philosophie und Staatslehre auf das ausgehende siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert wußte man nicht viel. Europa hat es einfach vergessen, daß es schon einmal mit dem „Reich der Mitte“ in enger geistiger Beziehung gestanden hat. Adolf Reichwein hat sich das Verdienst erworben, die chinesische Renaissance darzustellen und somit ins historische Bewußtsein zurückzurufen. Bei Oesterheld u. Co. in Berlin ist unter dem obigen Titel das Werk erschienen, das niemand ohne fundamentale Belehrung lesen wird. Die Entwicklungslinie, die sich ergibt, ist etwa diese. China war vor der klassischen Antike — Konfuzius vor Plutarch, wie der Verfasser einmal sagt — das Land der europäischen Sehnsucht. Die gesamte Kunstentwicklung Westeuropas stand jahrzehntelang unter dem Einfluß der südchinesischen Kunst. Die Philosophie und Nationalökonomie war an Konfuzius, dem nüchternen, strengen, „vernünftigen“ Nordchinesen, orientiert. Die Physiokraten entnahmen ihre Lehre vom ökonomisch begründeten Staate wesentlich den Zuständen des alten China. In Deutschland war es vor allem Leibniz, der für die chinesische Philosophie sich einsetzte. Sein Schüler Wolff wurde wegen seiner Vorlesung über dieses Thema aus Halle vertrieben. Francke, der Begründer der Franckeschen Stiftungen in Halle, war gleichfalls nach Osten hin gewandt. Die Berliner Sozietät war sogar ausdrücklich nach chinesischem Muster von Leibniz angeregt worden. Die große Bewegung „Zurück zur Natur“ fand im chinesischen Garten ihr empfindsamstes Symbol. Fast ein Jahrhundert lang dauerte diese Schwärmererei für den Osten, bis unter Führung Englands die weltanschauliche Auffassung des Ostens, die von den Jesuiten zuerst ausging, durch die kolonial-kommerzielle verdrängt wurde (die dann ihre herrlichste Blüte in Wilhelms II. großem Worte „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ trieb). Der Klassizismus vernichtete das geistige Interesse an China, das damals allerdings noch nicht an Laotse und die chinesische Mystik herantam. Der indische Kulturkreis zog dann nach dem Klassizismus das Interesse auf sich, so daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts China aus dem Bewußtsein des geistigen Europas verschwand, nachdem der alte Goethe noch nach Osten geschaut hatte. Selbst in Bekannntkreisen vergaß man, was man bereits einmal erobert hatte. So beklagt der französische Sinologe Pauthier um 1860, daß die chinesische Frage, die zu Leibniz' Zeit die philosophische und religiöse Welt so lebhaft beschäftigt hatte, „heut kaum noch die Aufmerksamkeit weniger Auswähler“ auf sich zöge. Es hat dann bis ins 20. Jahrhundert hinein gedauert, bis China wieder ins Bewußtsein des europäischen Gebildeten rückte. Und erst in diesen letzten Jahren hat man begonnen, auch diesen gewaltigen Kulturkreis, der wahrlich auch „heiligste Güter“ hat, wie jeder Kulturkreis, uns systematisch zu erschließen.

Ein gutes Zahlengedächtnis ist von großem Werte, und sicherlich wird so mancher unserer Leser es sich wünschen. Neue Untersuchungen auf diesem Gebiete stellt Professor R. Hennig in der „Zeitschrift für Psychologie“ an. Er selbst besitzt ein erstaunliches Gedächtnis für Jahreszahlen und Tagesdaten und berichtet uns eine Reihe von Fällen, die sich auf historische Ereignisse, eigene Erlebnisse, Vorgänge in Bekannntkreisen u. ähnl. beziehen. Charakteristisch ist, daß er sich Namen am besten in Verbindung mit solchen Daten merkt, sie also gewissermaßen in Zahlen überleht, während viele Mnemotechniker schon das Umgekehrte versucht haben. Wenn nun die Leser erwarten, er wird uns Mittel in die Hand geben, wodurch man solch phänomenales Gedächtnis ausbildet, werden sie enttäuscht. Professor Hennig berichtet nur Tatsachen ohne weitere psychische Motivierung, gibt auch zu, daß der Gefamintuzen seiner eigenartigen Gabe gleich Null ist, und daß eine Energieverschwendung der Natur vorliegt, durch welche höchstens ihm selbst und seiner Umgebung manche Erheiterung geschaffen wird. Wir aber möchten anregen, daß derartige Erscheinungen näher erforscht werden. Liegt auch bei Herrn Hennig zweifelloses Naturgabe vor, so kann doch deren Studium zu weiteren Schlüssen und Experimenten führen und dadurch für weitere Kreise ein großer Nutzen erzielt werden.

Gesundheitspflege

Tuberkulose und Arbeit. Wir haben uns gewöhnt, die Tuberkulose als eine Wohnungsranthheit zu betrachten. Durch das enge Zusammenleben in der Wohnung stecht der Kranke die bisher gesunden Familienmitglieder an und so wird die Schwindsucht immer von einer Generation auf die andere fortvererbt. Aber der Schwindsuchtige wird erst in einem späteren Krankheitsstadium arbeitsunfähig. Monate, Jahre lang kann er krank und dabei arbeitsfähig sein. Und in dieser Zeit hat er gar oft auch schon eine Menge Tuberkelbazillen im Auswurf. Diese Bazillen nun sind nicht allein für die Familienangehörigen eine große Gefahr, sondern ebenso sehr für den Arbeitskollegen in der Werkstätte. Es kommt nicht so selten vor, daß ein Arzt sich über die Entstehung der Schwindsucht bei einem Kranken den Kopf zerbricht, wo doch in der ganzen Familie kein solcher Krankheitsfall bekannt war. Endlich erinnert sich der Kranke, daß er vor einem Jahre mit einem hustenden Kollegen am gleichen Sehtasten gearbeitet hat. Der Kollege kam

später fort; Nachfrage ergibt, daß er an Schwindsucht gestorben ist. Nun ist das Rätsel gelöst! Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß Reinlichkeit in der Fabrik, in der Eisenbahn und im ganzen Leben nicht nur für Kranke Geltung hat, sondern ebenso für die Gesunden, damit auch die unter ihnen befindlichen unbewußten Kranken keine Bazillen austreuen und so ihre Mitmenschen gefährden. Gar mancher von diesen würde rechtzeitig vom Arzte herausgefunden und der Heilung entgegengeführt werden, wenn eine regelmäßige Untersuchung aller Arbeiter in ein- bis zweijährigen Abschnitten stattfände, wie das in Amerika teilweise schon stattfindet. Es ist nicht leicht, beginnende Tuberkulose mit Sicherheit festzustellen, wenn im Auswurf noch keine Bazillen gefunden werden. Darum liegt es im eigensten Wohl der Kassen, wenn den Ärzten möglichst viel Gelegenheit zur wissenschaftlichen Weiterbildung geboten wird. Wie wichtig gerade die Ausbildung tüchtiger Tuberkuloseärzte für das Volkswohl ist, das hat auch England genau erkannt. Dort ist vor kurzem an der Universität Wales ein eigener Lehrstuhl für Tuberkulose errichtet worden. Ärzte, die sich fünf Jahre hindurch nur der Tuberkulosebehandlung und -erforschung widmeten, können hier ein besonderes Examen machen, dessen Bestehen ihnen die staatliche Anerkennung als Tuberkuloseärzte gewährt.

Naturwissenschaft

Das Alter der Tiere. Den Ruhm, das älteste und bekannteste Tier zu sein, nimmt unbestritten eine der Riesenschildkröten ein, die früher der Londoner Rothschild besaß und die jetzt im dortigen Zoologischen Garten zu sehen sind. Das älteste dieser Tiere stammt von der Egmont-Insel des Chagos-Archipels im Indischen Ozean. Dort wurde sie 1737 gefangen, war aber damals schon vollständig ausgewachsen; da nun diese Tiere bekanntlich sehr langsam wachsen, so schätzt man das Alter dieser Schildkröte auf etwa dreihundert Jahre. Auch Krokodile wird von den Eingeborenen oftmals ein jahrhundertlanges Alter zugesprochen, und das ist nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man auch solche Angaben nicht als unbedingt zuverlässig ansehen mag. Aber auch niedere Tiere erreichen manchmal ein überraschend hohes Alter. So hat man Blutegel festgestellt, die 27 Jahre alt geworden waren. Regenwürmer, die Naturforscher zu Beobachtungszwecken gefangen hatten, wurden mehrfach zehn Jahre alt, während andere Regenwürmer nur ein Alter von einigen Monaten erreichen. Für den Menschen wenig angenehm ist die Lebensdauer mancher schwarzhenden Würmer. Ausgebildete Bandwürmer sollen zwanzig, fünfundzwanzig, ja bis fünfunddreißig Jahre im menschlichen Darmkanal gewohnt haben. Immerhin erscheinen diese Fälle etwas zweifelhaft, da man kaum feststellen kann, ob dies immer noch dieselben Individuen waren. Die Riesenschnecken des Indischen Ozeans, deren Muskelrind genügt, um den Arm eines Mannes zu zerquetschen, werden sicher sechzig bis hundert Jahre alt. Dagegen erreicht unsere Auster bloß ein Alter von zehn Jahren. Unsere Flußschnecken leben meist noch kürzer.

In der Markthalle.



8.5. 1911

„Aufsicht man nich so mit eire Fünfschönoogen. Wa streiken!“

„Een Fla doch, sonst könnt am Ende eier Fleischballong plagen“.